

hat es mit der Erschütterung dieses Grundpfeilers der Darwin'schen Theorie gute Wege.

Das größere Schutzbedürfnis der weiblichen Tiere, das wir schon bei den Mimikryerscheinungen seine Rolle spielen sahen (vgl. S. 525), erklärt auch die verwandte Tatsache, daß in vielen Vogelgruppen, bei denen die Männchen die prachtvollsten Zieraten: leuchtende metallschimmernde Federn, Helmbüschel und lange Schwänze, zur Schau tragen, die Weibchen dieses gesamten Schmuckes entbehren, vielmehr unscheinbar und den Nistplätzen an denen sie brüten, ähnlich gefärbt sind. Wir finden dieses Verhalten bei vielen Hühnervögeln (Fasanen, Pfauen), den Cotingas und Tanageras sowie bei den Paradiesvögeln, bei denen das Männchen im herrlichsten Schmuck stolziert, während das Weibchen meist erdfarbig gesprenkelt, einfach braun oder olivengrün ist und oft nicht die mindeste Ähnlichkeit mit ihrem prunkenden Eheherrn zeigt. Die unscheinbare Färbung der weiblichen Vögel, die längere Zeit unbeweglich brütend auf ihren Nestern verharren müssen, ist eine der sympathischen Färbung auf den Deckflügeln der am Tage ruhenden Nachtfalter ganz analoge Erscheinung. Dagegen ist es eine wohl aufzumerkende Frage, ob die prachtvollen Farben der Männchen, die in selteneren Fällen auch den Weibchen eigen sind, nicht an sich einer Erklärung bedürfen. Wir haben gesehen, daß schöne und auffallende Farben den Blumen, gewissen Früchten und den wegen ihres üblen Geschmacks gemiedenen Tieren auch an sich nützlich sind und daher durch natürliche Auslese erzeugt werden können. Allein diese Erklärung scheint für die prachtvollen Farben dieser Tiere, die unter keinen jener Gesichtspunkte direkt fallen, nicht auszureichen. Die Analyse von „Schmuck“ und „Schönheit“ in der Natur fordert zunächst eine Unterscheidung der bloß tektonischen und morphologischen, den Aufbau betonenden Schönheit und des zusätzlichen (appendikulären) Schmuckes. Sowohl die strahlige (aktinomorphe) Grundform am Boden haftender Organismen, als die zweiseitige Symmetrie in bestimmter Richtung bewegter Tiere kann den Eindruck des Schönen hervorrufen, wenn die Eigentümlichkeiten des gesetzmäßigen Baues durch Farben und zarte Oberflächenbildungen hervorgehoben werden. Allein als eigentlichen Schmuck haben wir die meist vergänglichen, lebhaft gefärbten Hautgebilde (Schuppen, Federn, Haare), die an Gestalt und Färbung meist sehr variabel sind, ins Auge zu fassen. Da diese Zierden sich nun besonders zur Fortpflanzungszeit zu ihrer höchsten Pracht entwickeln und dann von den Männchen bei ihren Werbungen zur Schau gestellt werden, hat Darwin seine Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl darauf begründet, die bis jetzt die einzige befriedigende Erklärung für die allmähliche Ausbildung einer solchen einseitigen Pracht abgibt. Daß die Männchen um den Besitz der Weibchen kämpfen, ist eine allbekannte Tatsache, und schon der ältere Darwin wies darauf hin, daß die Waffen der Männchen vieler pflanzenfressenden Tiere, z. B. das Ge-